

ULRIKE KÖPP

Der fremde und der vertraute Blick

Ein Sammelband gibt Anlaß zur Diskussion. In ihm sind Beiträge publiziert, die im Oktober 1998 auf einem Symposium der Stiftung Weimarer Klassik vorgetragen wurden.¹ Die Debatten über Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht müssen lebhaft gewesen sein. Die gedruckten Beiträge jedenfalls lesen sich spannend, und dies nicht zuletzt deshalb, weil ihnen so sehr die unterschiedlichen Generations- und Lebenserfahrungen sowie die politisch-geographische Herkunft und Prägung ihrer Autorinnen und Autoren anzumerken sind. Auch wenn sie sich auf einer einigermaßen gesicherten Ebene der Institutionen-, Disziplin-, Ideen- und Ideologiegeschichte bewegen, differieren allein schon die Wahrnehmungen des Gegenstandes je nach gesellschaftlichen und individuellen Erfahrungen und erst recht die Befunde und Interpretationen. Ein solcher Sammelband verführt darum dazu, auch den Subtext zu lesen.

Zu diesem Versuch bietet sich die Erkundung der umstrittenen Persönlichkeit von Gerhard Scholz an. Gunter Schandera befindet, daß die Interpretationen, die der Germanist und Philosoph 1964 in Gesprächen mit der Jugend- und Studentenzeitung *Forum* zu Goethes »Faust« entwickelte, die Jugend der DDR ziemlich geraden Wegs auf die militärische Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 vorbereitet haben müssen. Diese Deutung weckte bei mir erst ungläubiges Erstaunen, dann jedoch lebhaftere Erinnerungen. Und zwar Erinnerungen an eine von Neugier, Anstrengung und Lust erfüllte Zeit, in der ich mich vor dem Abitur, mit Hilfe von Scholz' »Faust-Gesprächen«, auf einen Vortrag über Goethes Dichtung vorbereitete. Meine Erinnerungen zu überprüfen, blätterte ich in dem broschürten Band und erkannte meine wilden Unterstreichungen von damals wieder, die Worte hervorheben wie »die Entwicklung der Genußfähigkeit gegen die vom Feudalismus gepredigte Askese«, »soziale Voraussetzungen (für) die Utopie einer einheitlichen Persönlichkeit« oder jene Passagen, in denen Scholz den Gretchen-Teil des Goethischen »Menschenbefreiungsdramas« erörtert: »Die Schranken der Klassengesellschaft (...) haben die Frau in zweifacher Beziehung zur Sklavin gemacht: In der Unterdrückung durch den Mann als dem Haupt der Familie; und in der Trennung und Isolierung von den Produktivkräften (...). Für Goethe verband sich der Gedanke revolutionärer Veränderung, Umwälzung, Erneuerung mit der Utopie des Tätigwerdens der Frau in der Gesellschaft, der über die bürgerliche Frauenemanzipation hinausgeht.« Lassen wir mal die Klassengesellschaft beiseite, so könnte wohl auch eine Feministin noch heute diese Sätze unterstreichen.

Ulrike Köpp – Jg. 1951,
Dr. phil., Kulturhistorikerin,
Berlin

1 Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht. Hrsg. von Lothar Ehrlich und Gunther Mai, Böhlau Verlag Köln, Weimar, Wien 2000. Der Band enthält folgende Beiträge: Gunther Mai: Staatsgründungsprozeß und nationale Frage als konstitutive Elemente der Kulturpolitik der SED; Anne Hartmann: »Züge einer neuen Kunst«? Ästhetische Konzepte der SMAD und ihre Herkunft aus dem Stalinismus; Manfred Jäger: Kulturrevolution von oben – Plan und Praxis; Ralph Jessen: »Bildungsbürger«, »Experten«, »Intelligenz«. Kontinuität und Wandel der ostdeutschen Bildungsschichten in der Ulbricht-Ära; Karl Robert Mandelkow: Restauration oder Neuanfang? West-östliche Konfigurationen der Goetherezeption im ersten Nachkriegsjahrzehnt; Gerd Dietrich: »Die Goethepächter«, Klassikmythos in der Politik der SED; Jens-F. Dwars: Johannes R. Becher – der »klassische Nationalautor« der DDR?; Rainer Rosenberg: Das klassische Erbe in der Literaturgeschichtsschreibung der DDR; Leonore Krenzlin: Gerhard Scholz und sein Kreis. Bemerkungen zu

einem unkonventionellen Entwurf von wirkender Literatur und Literaturwissenschaft; Gunter Schandera: Klassik als Bildungskonzept; Christine Lost: Die »Weimarer Klassik« in Pädagogisierungsprozessen der DDR-Gesellschaft; Lothar Ehrlich: Die Goethe-Gesellschaft im Spannungsfeld der Deutschland- und Kulturpolitik der SED; Ursula Heukenkamp: Goethe-Rezeption. Wandel von kulturellen Mustern in der DDR der sechziger Jahre; Heike Steinhorst: Zur Klassikdebatte in den »Weimarer Beiträgen«; Marcus Gärtner: Weimar und Bitterfeld. Vom Umgang mit kulturellen Traditionen im technischen Zeitalter; Ingeborg Cleve: Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Klassik in Weimar in der Ära Holtzhauer (1954-1973); Rikola-Gunnar Lüttgenau: Buchenwald wird in die DDR eingemeindet.

Unter meinen Hervorhebungen fand ich schließlich auch jene Reizworte und Wendungen, die Schandera zitiert wie »Zwingerrenfunktion«, »Krise zum Tod« oder die »Robustheit (von Fausts) Willen zur Gewalt für den historisch notwendigen Sieg«. Allerdings hat er sie aus dem Kontext der Scholzchen Argumentation herausgerissen, um die »dunkelsten Seiten« der »Pädagogisierung der Klassik« in der DDR-Schule belegen zu können. Wo Scholz bei Goethe die gewaltsame Überwindung der feudalen Gesellschaft und Entfesselung kapitalistischer Produktivkräfte verhandelt sieht, da liest Schandera etwas von kommunistischer Diktatur. Ein solches Vorgehen ist so billig wie delikat, belegt es doch unfreiwillig, wie zweifelhaft die »Engführung des Instrumentalisierungskonzepts als Fragestellung« ist, wie die Herausgeber – sich mit dem Begriff Engführung selbst vorsichtig distanzierend – den in der Publikation waltenden Interpretationsansatz beschreiben. Schanderas Beitrag findet denn auch noch sein komisches Ende. Er vermutet nämlich, daß das Nachwirken des eschatologischen Bildungs- und Erziehungsprogramms der Ulbricht-Zeit manche der Probleme erklären könnte, mit denen in der DDR Herangewachsene nach ihrer »Transformation« in die BRD zu tun hätten. Er bewegt sich damit freilich auf vergleichbar schlichtem Niveau wie Paul Verner und Horst Sindermann, die er eingangs als Kronzeugen für »Klassik als Bildungskonzept« anführt – womit er den Genossen des SED-Politbüros zu viel Ehre antut. Und daran merkt man den Westdeutschen – er nimmt Äußerungen dieser Funktionäre ernst, über die ein kritischer DDR-Bürger nur gelacht hätte.

Kurzschlüssige Interpretationen dieser Art nähren nicht nur das unguete Gefühl, daß das Instrumentalisierungskonzept vor allem dazu taugt, vorgefaßte Meinungen und gewünschte Forschungsergebnisse zu begründen. Der stereotype Befund der Instrumentalisierung hat nach rund zehn Jahren Forschungen zur Geschichte der DDR beinahe schon etwas Rituelles. Egal, ob die DDR die Weimarer Klassik oder den Antifaschismus bzw. den kommunistischen Widerstand zu ihrer historischen Rechtfertigung benutzte – wo auf diesen Befund nicht die Suche nach Erklärungen dafür folgt, da impliziert er in der Umkehrung nur, der DDR ihre historische Legitimität abzuspochen. Die Frage nach Erklärungen für derlei »Instrumentalisierung« führte zu der unter anderem sehr einfachen Antwort, daß Menschen ihr Handeln immer mit einem Sinn zu begründen suchen. Wie das Bürgertum einst seine Banken in der Hülle antiker Tempel errichten ließ, so beriefen sich deutsche Kommunisten und Sozialdemokraten beim Aufbau des Staates DDR halt auf die Weimarer Klassik. Denn historisches Handeln verlangt nach einem höheren Sinn und edlen Motiven. Umgekehrt kann es aber auch sein, daß Menschen so Unsagbares in ihrem Leben durchleiden mußten, daß sie diesem, um es ertragen und weiterleben zu können, wenigstens im nachhinein noch einen höheren, einen historischen Sinn geben müssen – so wie dies Kommunisten mit ihren Leiden und ihrem Widerstand im Konzentrationslager getan haben. Solche Einsichten bleiben Rikola-Gunnar Lüttgenau freilich verschlossen, bietet er doch – eben mit dem Focus Instrumentalisierung – nur eine schlechte Kopie der gewichtigen Studien seines (zeitweiligen?) Dienstherren Volkhard Knigge, des Leiters der Stiftung Gedenkstätte Buchenwald.

Bedenkt man einmal die vielfältigen, auch in anderen als historiographischen Zusammenhängen vorgebrachten Vorwürfe der Instrumentalisierung, so will es scheinen, daß er immer auch von Berührungsängsten getragen ist, und zwar von Berührungsängsten vor dem eminent Politischen des befundenen Sachverhaltes. Der Vorwurf oder die Warnung vor Instrumentalisierung scheint eine Formel, um Distanz zu einer politischen Position einzulegen oder um sich selbst vor politischen Zuschreibungen von anderer Seite zu schützen.

So ist man denn geneigt, mit Friedrich Schiller zu fragen, was ist und zu welchem Ende studieren wir DDR-Geschichte? Ein jeder studiert sie anders bzw. aus anderen Beweggründen; aber so viel scheint doch gewiß: Den meisten Gewinn versprechen jene Beiträge, in denen sich die in Jahrzehnten angesammelten Forschungserfahrungen der Autoren mit der Reflexion des eigenen wissenschaftlichen Tuns und dessen gesellschaftlichen Bedingungen glücklich verbinden. Genannt seien hier nur Leonore Krenzlin und Karl Robert Mandelkow. Die eine noch einmal Gerhard Scholz' wegen; denn die Ostdeutsche kann glaubwürdig beschreiben, daß der schon allein vom Habitus her nicht zum Dogmatiker taugte, als den Westdeutsche ihn gern sehen. Selbst noch der kenntnisreiche Westdeutsche Mandelkow mißversteht Scholz; ansonsten bestätigen seine vergleichenden Betrachtungen zur Goetheforschung nach 1945 in Ost und West einmal mehr, daß Studien zur DDR-Geschichte immer dann gewinnen, wo die an sie gestellten Fragen jeweils auch an die vergleichbare gesellschaftliche Praxis in der Bundesrepublik gerichtet werden. Man erhält dann das gespiegelte Bild zurück oder auch das Gegenstück, eben ganz so, wie die beiden Staaten sich im wirklichen Leben immer aufeinander bezogen haben.

Ein solches Herangehen freilich setzt voraus, den historischen Eigensinn der DDR ernst zu nehmen und sich unvoreingenommen auf sie einzulassen. Wobei sich gar nicht immer sagen läßt, was dabei hilfreicher ist, der »vertraute« Blick des Ostdeutschen oder der »fremde« Blick des Westdeutschen. Westdeutsche geben sich unzweifelhaft da zu erkennen, wo sie etwas fremd oder erstaunlich an der DDR finden. Marcus Gärtner erscheint die »technokratisch(e) und fortschrittsoptimistisch(e)« DDR der sechziger Jahre fremd. Er entdeckt dem Leser da zwar etwas, spricht aber vor allem von seinem Vorurteil von einem – gegenüber der BRD selbstredend – zurückgebliebenen Land. Wenig erhellend hingegen ist der fremde Blick von Manfred Jäger auf die Denkungsart von Alfred Kurella. Jäger stößt bei Kurella auf den Begriff der Aneignung und – aufgewachsen im demokratischen Rechtsstaat sowie befangen im bürgerlichen Eigentumsrecht – kann er ihn überhaupt nur juristisch denken. Wenn Kurella die Kategorie in ihrer höchsten philosophischen Verallgemeinerung gebraucht, wenn er von der Aneignung der bürgerlichen Kultur im Sozialismus spricht, beschwert sich Jäger über die bei Kurella vermeintlich intendierte klassenkämpferische Enteignung des Bürgertums von seiner Kultur – und offenbart seine Bildungslücken. Er hat nicht wie Kurella in den *Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten* von Karl Marx über die »Aneignung der menschlichen Wesenskräfte« gelesen, vielleicht nicht mal Apostel

Paulus, bei dem es heißt, daß das »alte Gesetz« durch den neuen Geist des Erlösers »aufgehoben« sei und damit ganz wie Kurella das Alte im Neuen bewahrt fand.

Wie die Befangenheit in eingeübten Wahrnehmungsmustern einen Forscher selbst in seinem methodischen Zugriff auf einen Gegenstand leiten kann, läßt sich bei Ralph Jessen lesen. Er vermisst, so begründet er seinen Beitrag, in der Sammlung der politischen Kampfbegriffe der SED der fünfziger Jahre den Begriff des Bildungsbürgers. Nun kennt auch der geprüfte DDR-Bürger diese Kampfbegriffe; den des Bildungsbürgers würde er aber nicht vermissen. Er weiß, daß die alten Eliten umworben und hochbezahlt waren, und ihm selbst war schließlich vom Staat aufgetragen, auch ein gebildeter Mensch zu werden. Wenn Jessen den in der historischen Bürgertumsforschung erprobten Begriff des Bildungsbürgertums heuristisch an die gesellschaftliche Praxis der DDR anlegt, so erscheint dies nicht nur einigermaßen umständlich. Statt sich zunächst wenigstens empirisch auf das historisch Neuartige dieser Gesellschaft einzulassen, begreift er sie a priori als ein mit Mängeln und kulturellen Verlusten behaftetes Gebilde.

Originell und erhellend wäre es hingegen gewesen, die gewohnten Begriffe auf dem Vordergrund der DDR neu zu befragen. Nahegelegen hätte da zum Beispiel der Begriff der Autonomie, die Jessen immer wieder als ein exquisites Merkmal des Bildungsbürgers vermerkt. Nur stellt er nie die Frage, wovon der Bildungsbürger eigentlich autonom ist – und wozu? Oder anders gefragt: Wie gelangt der Bildungsbürger zu seinem finanziellen Vermögen, und was stellt er damit an? Fragen ließe sich genauso aber nach dem abhängig beschäftigten Bildungsbürger: Womit verdient er sein Brot, und wozu verwendet er seine Bildung und seinen Sachverstand?

Allein schon mit der kritischen Befragung von Begriffen und ihres gängigen Gebrauchs ließe sich leicht den sozialökonomischen und den gesellschaftlichen Beziehungen, die sie ja vielleicht abbilden – oder auch verschleiern –, auf den Grund kommen. Und dann ließe sich befinden, ob sie zur historischen Analyse taugen. Aber es mag sein, Sprachkritik wird an den historischen Fakultäten nicht gelehrt, nicht geübt die Sensibilität auch für den inneren Zusammenhang von Sprach- und Gesellschaftskritik. Das Bewußtsein für einen solchen Zusammenhang freilich hätte auch ein bestimmtes Verständnis von Wissenschaft zur Voraussetzung, hätte zur Voraussetzung, Wissenschaft als kritische Begleitung gesellschaftlicher Praxis zu verstehen. Bei Ralph Jessen hingegen blitzt gelegentlich auf, wie sein Denken von der marktwirtschaftlichen Gesellschaft geprägt ist, in der er lebt. Man möchte sich die Augen reiben, wenn er erklärt – und vor allem wie er erklärt –, was eine Profession sei. Danach meine eine Profession üblicherweise die »Dienstleistungstätigkeit auf der Basis wissenschaftlichen Wissens«. Üblich ist ein solches Verständnis nun aber erst seit den zurückliegenden neunziger Jahren, seit sich, mit der Entwicklung der Dienstleistungsgesellschaft, auch eine zunehmend marktförmige Betrachtung aller gesellschaftlichen Beziehungen durchsetzt. Dabei ist die Dienstleistung dabei, zu einer neuen Ideologie zu avancieren, denn der Begriff suggeriert, der »Dienstleister« tue jemandem Gutes, und verbrämt doch nur, daß da

einer gegen schnödes Geld seine Leistung verkauft. Und damit wäre auch zurechtgerückt, daß die »Basis« der Profession nach Jessens Verständnis nicht das »wissenschaftliche Wissen« ist, sondern das Geld. Sein »wissenschaftliches Wissen« aber ist tatsächlich die Ware, die er verkauft.

Während Jessens Begriff von einer Profession also von marktförmigem Denken geprägt ist, wollen wir hier der Profession ihre Ehre wiedergeben. In alten Zeiten hatte der gebildete Mann eine Profession. Er fühlte sich zu etwas berufen. Er fühlte sich berufen, etwas mitzuteilen und weiterzugeben. Wo das Wissen um diesen Sinn – und auch die Haltung? – verloren zu gehen scheint, hilft schon ein Blick in das etymologische Wörterbuch. Es erinnert daran, daß eine Profession nicht nur das Handwerk, den Beruf oder ein Gewerbe meint, sondern eben noch eine übertragene Bedeutung hat. Danach wolle ein Mensch mit einer Profession »laut und öffentlich erklären, bekennen, kundtun«. Mit dieser Erklärung aber ist auch der Bezug auf eine Öffentlichkeit intendiert. Denn die Gesellschaft ist es – und stellvertretend die Universität –, die den Gelehrten auf einen Lehrstuhl beruft, ihm eine Professur gibt. Würde Jessen noch um diese Bedeutung, hätte er vielleicht einen treffenden Zugang zu den Bildungsschichten der DDR gefunden. Und an diesem Punkt nun läßt sich noch einmal auf Gerhard Scholz zurückkommen. Scholz war kein Dienstleister. Er war aufgrund seines Lebenslaufs ein akademischer Außenseiter, hatte aber wohl gerade darum auch etwas zu sagen. Nach dem Krieg aus englischem Exil nach Ostdeutschland gekommen, galt sein Augenmerk der Emanzipation des Menschen von einengenden und bedrückenden Lebensverhältnissen und von Bevormundung. Von daher galt sein Hauptinteresse nicht dem Ehrfurcht gebietenden Geheimrat, sondern dem jungen Goethe und dem ihm verbundenen Kreis der Stürmer und Dränger. Er entwickelte eine historisch-soziologisch vergleichende Literaturbetrachtung und lehrte seine Studenten, daß ein literarischer Text zu unterschiedlichen Zeiten immer wieder anders gelesen werden könne. Daß gerade dies das Wesen von Kunst ausmacht, weswegen sie sich platten ideologischen Interpretationen widersetzt. Nicht zuletzt eine solche Einsicht konnte Schüler von Scholz gegen eine vordergründig ideologisierende Betrachtung von Kunst immunisieren. Wohingegen die oben zitierte mutwillige Deutung der Scholzschen »Faust«-Interpretation eben nur eine ideologische Deutung ist.